

Georges Hyvernaud

Haut und Knochen

André-Gide-Preis 2010
für Julia Schochs Übersetzung

Deutsche Erstausgabe

SV

Band 1456 der Bibliothek Suhrkamp

Georges Hyvernaud
Haut und Knochen

Roman

Übersetzung aus dem Französischen
von Julia Schoch

Suhrkamp Verlag

Titel der 1949 erschienenen Originalausgabe:
La peau et les os
Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Buch wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© Éditions Le Dilettante, Paris 1997

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2010

ISBN 978-3-518-22456-4

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Haut und Knochen

Zusammengesetzte Vergangenheit

Picolo erkennt dich wieder, weißt du, hat Tante Julia zu mir gesagt. Picolo ist der Hund. Geifernd, triefäugig und häßlich zittert er auf einem Kissen vor sich hin. So ein Braver, sagt die Tante, die sich in ihrem strengen Vaselinegeruch um den Tisch herum bewegt. Der Onkel fragt mich, ob ich dünner geworden sei. Nie vergessen sie, mich zu fragen, ob ich dünner geworden sei, da ist Verlaß drauf. Ich antworte: Ja, ich hab fünfzehn Kilo abgenommen. So viel, meint der Onkel. Das ist was anderes als bei dem Sohn vom Metzger, dem gings nie besser als dort; aber Bourdier, du erinnerst dich doch an den dicken Bourdier, der von der Sozialversicherung, wie der vom Fleisch gefallen ist, unglaublich, zum Erbarmen ist das.

Alle zusammen sehen sie mich an, als wollten sie herausfinden, wo ich die fehlenden fünfzehn Kilo versteckt haben könnte. Da ist Merlandon. Da sind Ginette und ihr Verlobter, der Tierarzt. Und Pierre. Pierre erklärt dem Tierarzt, daß er kleine rosafarbene Pillen für seine Leber schluckt. Jeden Morgen zwei. Er weiß nicht, was in den Pillen drin ist, aber sie tun ihm gut, wirklich wahr.

Merlandon schenkt mir vom Burgunder ein. »So einen hast du im Lager bestimmt nicht gekriegt.« Er lacht, ich lache, er ist wirklich gut. »Ich hatte eine Flasche für deine Rückkehr zur Seite gelegt«, betont der Onkel augenzwinkernd. »Stimmts, Julia? Ich hab immer gesagt: eine Flasche müssen wir für seine Heimkehr aufheben.« Wir stoßen an. Auf die Gesundheit des Gefangenen. Wir stoßen noch einmal an. Das ist der Moment, da die Familie, von Truthahn und Bur-

gunderwein aufgebläht, sich breitmacht und ein wenig gehen läßt, da sie sich schwerfällig fühlt und in sich ruht, kompakt und ewig.

»Du mußt wirklich glücklich sein«, sagt Ginette zu mir. Ich antworte: »Sicher.« Es stimmt und es stimmt nicht. Dort redeten wir dauernd vom Glück. Ohne dran zu glauben. Kläglich mühten wir uns, das Glück heraufzubeschwören. Wir sagten: Wenn wir hier je rauskommen, stell dir vor. Das waren bloß Worte, so viele Worte, so viele Abende, und keine andere Zukunft als genau solche Abende und Worte wie diese, erbärmliche, kraftlose Worte, die keine Wirkung hatten, die nichts brachten. In die Welt der Lebenden zurückzukehren, in die Welt der normalen Leute, wäre ein unerhörtes Abenteuer. Für diese gewaltige Erschütterung, diesen Ausbruch des Jüngsten Gerichts gab es keine Worte ...

Und jetzt hab ich mich wieder im Glück eingerichtet. Das Glück ist nicht mehr jene unförmige verzweifelte Trübsal. Es hat seine konkrete Form angenommen, seine genaue Größe. Da ist es, anwesend, schwer, klar, ein strotzendes und fettes Glück. Was brauche ich mehr? Jetzt darf ich wieder teilnehmen an den Sonntagen, den Familien, den vertrauten Verdauungsvorgängen. Die Tante beugt ihr stark geschminktes Gesicht einer Kartenlegerin über Picolo. Ein Glück, das nach Vaseline und altem Hund riecht. Werde ich mich nicht beschweren? So ist das Glück. Über meinem Onkel sieht man die Fotografie meines Onkels als Helden aus dem Krieg 1914/18: mit Zirkumflexbärtchen und Kriegsverdienstkreuz – denn es steht geschrieben, daß auf Erden jeder sein Kreuz zu tragen hat. Das Glück ist die Fotografie meines Onkels. Sind die gefärbten Haare meiner Tante. Ist der zarte Schein des Burgunders in den Gläsern. Und dieser

leichte Brechreiz, den mir Wein und Truthahn verschaffen. »Man könnte meinen, du fühlst dich nicht wohl«, sagt Merlandon besorgt. »Das ist die Hitze«, erklärt Louise. Nie läuft was so, wie man sichs vorstellt. Im übrigen weiß man auch gar nicht, was man sich vorgestellt hat. Selbst mit Louise wars nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte – jener Moment einer nicht auszuhaltenden Vollkommenheit. Unsere Freude hat sich einfach verflüchtigt. »Warte«, sagte Louise, »ich mach dir einen Kaffee, einen richtigen, weißt du, ich hab noch welchen.« Der Gasmann kreuzte auf und wollte den Zähler ablesen. Ein lauter und heiterer Bursche, der uns mit seiner Herzlichkeit überschwemmte. Einen Stock tiefer spielten sie *Till the end of time* im Radio. Louise sagte: »Guck bloß nicht meine Haare an, sie sind häßlich, ich wollte gerade zum Frisör.« Dann: »Und vergiß nicht, Pierre anzurufen. Der wird sich vielleicht freuen, der Pierre.« Der Gasmann, Pierre, der Frisör, alle möglichen absurden Präsenzen schlichen sich zwischen uns. Ich weiß nicht, ich hatte vermutlich eine Art Theaterszene erwartet. Im Theater sagt man nur das, was gesagt werden muß, macht man nur das, was gemacht werden muß. Wohingegen man im Leben dauernd das Verkehrte sagt und alles schiefgeht, immer gibt es Kleinigkeiten, die nicht hinauen, falsche Töne. Und so haben wir sie verpatzt, die Heimkehrerszene. Nicht richtig verpatzt: aber sie hätte anders, etwas anderes sein müssen. Doch es war schon zu spät. Das Leben kam wieder in Gang und formierte sich neu, das kleine sorgenvolle Leben von ehemals. Alles ordnete sich wieder. Ich nahm wieder meinen Platz ein. Zog wieder meine Zivilistenjacke über, stieg in meine alte Hose. Die Sachen passen mir, gehen mit jeder meiner Bewegungen mit. »Ich hatte ganz schön mit den Motten zu tun«, sagte Louise.

Weil einem das Leben vom Ereignis aufgemischt und zerfetzt wurde, glaubt man, daß man ein Recht auf einen Neubeginn hätte, daß man noch einmal bei Null anfangen würde. Durchaus nicht, alles fügt sich wieder, beruhigt sich und ist wie vorher. Man startet nicht durch, man macht einfach weiter. Man fährt mit allem fort. Fängt wieder an. Man schlüpft wieder in seine alte Jacke und sein altes Leben. Das Leben fließt von neuem durch seine alten kleinen Abflußrinnen. Als wäre nichts gewesen. Man hat wieder seinen Platz eingenommen. Meinen Platz als Passant unter Passanten, meinen Platz als Mensch auf der Straße, als Metrobenutzer. Wir sind unzählige Menschen, die so durch die Gänge strömen. Entlang der Wände, entlang der Absperungen, und alles ist vorgezeichnet, die Gitter öffnen und schließen sich, man muß nur mitschwimmen im Strom. Wir sind Blutkörperchen der Sorte Blut, die durch den Körper der Städte fließt. Ich habe meinen Platz als Blutkörperchen wieder eingenommen. Und manchmal staut es sich, dann gibts ein Blutgerinnsel. Es sammelt sich in einem Esszimmer, in dem es nach alter Frau und altem Hund riecht. Merlandon gießt mir vom Burgunder ein. Ginette schenkt ihrem Tierarzt ein Hochglanzlächeln. »Tante Julia will unbedingt, daß wir am Sonntag bei ihr essen«, hat Louise zu mir gesagt, »um deine Heimkehr zu feiern.« Einverstanden. Gehen wir zu Tante Julia. Zu all den Onkels und Tanten und Cousins, ich hab haufenweise davon. Alle sind nett zu mir, ich kann mich nicht beklagen. Sie fragen mich, ob ich dünner geworden sei. Sie sagen zu mir: »Den Gefangenen ist es nicht wie den Deportierten ergangen.« Ich antworte: »Klar, das war nicht dasselbe.«

Auch mein Direktor war sehr gut. Wenigstens mal einer, dem emotionale Szenen gelingen. Er hat ein schönes Bar-

keepergesicht, fett, mit einer kleinen krummen Nase. Und seine Stimme ist weich, milde, geheimnisvoll. Sie umhüllt einen sanft wie ein edler Stoff. Seine Hängebacken, seine Falten drückten ein anständiges Mitleid aus. Er hat meine Hand lange in den seinen gehalten und über die schwere und grausame Prüfung gesprochen, die ich da durchgemacht hätte. »Eine Prüfung, aus der Sie geläutert und gestärkt hervorgehen.« Es war genau der angemessene Ton. Nicht zuviel Rührung, nicht zuwenig. Herzlichkeit, aber dennoch genügend Distanz. Maßvolle, feine, genau gesetzte Modulationen: ausgezeichnete Arbeit. Und noch dazu wars würdevoll. Ungezwungen und würdevoll zugleich. Als er sagte: unsere teuren Gefangenen, spürte ich aufgrund des Possessivpronomens, daß meine fünf Jahre aus Finsternis und Dreck mir verlorengingen. Sie gehörten mir nicht mehr. Tausendachthundert Tage, die in einem Brei nationalen Reichtums aufgingen, in einem unwägbaren Kapital, das alte Männer mit salbungsvoller Stimme verwalteten. Unsere Klassiker, unsere Kathedralen, unsere berühmten Toten, unsere Verwundeten, unsere Versehrten, unsere Einarmigen, unsere Einbeinigen – unsere teuren Gefangenen. Ich versuchte, dem Direktor in schönem Stil zu danken, brachte aber nur wirre Sätze heraus.

Auf dem Amt wurde ich nicht so schmeichelhaft behandelt. Von den ersten Tagen sind mir vor allem die Ämter in Erinnerung geblieben. Ich erklimm Treppen und wartete zusammen mit anderen Typen in irgendwelchen Gängen. Es endete vor einem Tisch, hinter dem ein Kerl mit Hinkebein aus dem vorigen Krieg saß. Das Hinkebein schickte mich in andere Gänge und zu anderen Hinkebeinen. Kommen Sie nächsten Montag wieder, ich gebe Ihnen eine Nummer. Ich kam wieder. Wer hat Sie hierher geschickt? schrie das

Hinkebein. Sie müssen in die Rue Saint-Jacques. Das hier ist die Rue Liège. Die Typen um mich herum meckerten. Das dauert jetzt schon einen Monat, die gehen uns langsam auf die Nerven. Allerdings ohne große Überzeugung, man weiß ja, daß Meckern nichts bringt. Wir mußten Papiere unterschreiben. Wir hatten ein Anrecht auf eine wohlgeordnete Freiheit, mit einem Haufen Stempeln, Nummern und Fingerabdrücken. Nach zwei Stunden befahl uns eine Krankenschwester, uns auszuziehen. Ein Arzt betrachtete mich mit mißtrauischer, angewiderter Visage. Den ganzen Tag lang hörte er Typen zu, die ihm von ihren Magengeschwüren und verfaulten Zähnen erzählten, da mußte er ja auf trübe Gedanken kommen. Üble kleine Gedanken, wie Wanzen. Eine schwarze Glibbermasse aus kleinen platten Gedanken, die aneinanderklebten. Der Arzt fragte mich: Husten Sie? Husten Sie schon lange? Ich antwortete höflich: Ja, Herr Doktor, ja, Herr Doktor. Aha, aha, sagte der Doktor. Er schien verärgert. Er ging in sich. Er hörte, wie sich die kleinen trüben Gedanken regten. Er schrieb was auf ein Blatt. Sie husten also? Natürlich huste ich. Wenn ichs doch sage, ich huste, ehrlich. Das werden wir ja sehen, sagte der Doktor.

Danach kamen die Straßen, die Geschäfte, die eingerosteten Gesichter der Passanten. Ich blieb stehen, ich lief weiter. Ich schaute mir Krawatten in einem Schaufenster an, gelbe, grüne, gestreifte. Ich las die alten Plakate oder die Aufschriften auf kleinen Marmortafeln: Gestorben mit zweiundzwanzig Jahren. Unten an den Mauern trockneten Blumen in Konservenbüchsen vor sich hin. Ich bin am Leben, welch ein Glück. Ich bleibe stehen und gehe weiter. Ich komme an Cafés vorüber, kaufe eine Zeitung, da stehen alte Frauen, die Schnürsenkel und Rasierklingen verkaufen. Das

ist schon etwas, ein lebendiger Mensch zu sein, der einfach so in der Hitze herumläuft. Selbst wenn diese unaussprechliche Enttäuschung in ihm ist, dieser fade Geschmack der Enttäuschung. Es könnte mir wie Vignoché gehen, der nach seiner Heimkehr sofort ins Krankenhaus gekommen ist, und der sterben wird. Wie Chouvin, den seine Frau hat sitzenlassen. »Verstehst du«, hat sie zu ihm gesagt, »ich hab mein Leben inzwischen anders eingerichtet.« Typen wie Chouvin gibts reichlich. Über einige berichten die Zeitungen, weil sie ihrem Leid den flüchtigen und lächerlichen Glanz des Verbrechens gegeben haben. Und dann sind da all diejenigen, von denen man nicht spricht, die so gut es geht versuchen, mit ihrem Schmerz fertig zu werden, die ihren Kumpels davon erzählen, und den Kumpels ist's komplett egal. Ich zumindest werde eine Heimkehr ohne viel Gewese gehabt haben. Ich werde die Treppe hinaufgehen, und Louise wird da sein, Louise, die sich die Hände an ihrer Schürze abwischt, bevor sie aufmacht. Sie wird rufen: Bist du? weil sie Angst vor Dieben hat. Nachts strecke ich die Hände aus, und Louise ist da, mit meinen Händen umschließe ich Louises Gesicht, Louises Brüste. Es stimmt, ich bin glücklich. Aber es ist dämlich, die ganze Zeit über sein Glück nachzudenken, es genau zu betrachten und an ihm herumzuschnuppern, um rauszukriegen, ob es auch unversehrt und schön reif ist. Wenn man derart viel nachdenkt, ist man sich am Ende bei gar nichts mehr sicher. Außerdem wirke ich, als wäre ich auf eine Entschädigung aus, als würde ich auf meine Rechte pochen wie ein Staatspensionär, der denkt, man wolle ihn um seine Rente bringen. Louise hat recht, wenn sie behauptet, ich würde alles komplizieren und wäre zu fordernd. Das beste wäre, sich zu entspannen, sich ein wenig gehenzulassen.

Ich versuchs ja, ich gebe mein Bestes. Ich lächle Tante Julia an. Ich lächle Merlandon an. Die liebe alte Tante, der liebe alte Merlandon mit seinen Kaninchenaugen. Die Tante schiebt mir die Erdbeertorte rüber. »Ginettes Spezialität, wirst sehen, wie gut die schmeckt.« Wir schauen Ginette an, Ginette schaut den Tierarzt an, der Tierarzt schaut die Torte an und träumt von all den Torten, die an den künftigen Sonntagen für ihn noch zubereitet werden. Ich singe ein Loblied auf die Torte: Ich weiß, was sich gehört. Pierre verkündet, solche guten bekäme man in den Konditoreien nicht. Da kann man sagen, was man will. »Wegen dem ganzen Dreck, den sie da reinton«, erklärt die Tante. Sie drängt mich, noch ein Stück zu nehmen. Ich nehme noch eins und lächle noch breiter. Sie nehmen alle noch ein Stück. Gute alte Torte.

Und dann beginnen sie von der Zeit der Besatzung zu reden. Der Onkel erzählt, er habe sich, als die Deutschen abgehauen sind, vor seine Tür gestellt und sie verhöhnt. Er, der Onkel, machte kleine aufmunternde Handbewegungen in ihre Richtung. Das hättest du nicht tun dürfen, sagt Pierre, diese Kerle verstanden wahrlich keinen Spaß. Was solls, sagt der Onkel, so bin ich nun mal. Genau wie ich, sagt Merlandon. Und schon hat sich Merlandon in seine Erinnerungen gestürzt, daß keiner ihn aufhalten kann. Und wie immer ranken sich Merlandons Erinnerungen um Ruche. Seitdem Ruche tot ist, sind Merlandon und Ruche unzertrennlich. Vor dem Krieg kannten sie sich kaum. Ruche verkaufte Strickwaren. Er lebte in Scheidung. Mehr ließ sich über ihn nicht sagen. War er einmal in Fahrt, kriegte man das Zwei-Stunden-Programm über seinen Anwalt und die Prozeßkosten zu hören. Abgesehen von der Scheidung und den Socken, die er verkaufte, konnte man sich nicht vorstel-

len, daß diesem weinerlichen Geschöpf irgend etwas zustoßen könnte. Aber es ist ihm was zugestoßen: er wurde gefoltert und zum Schweigen gebracht. Er wurde erschossen. »Das hätten wir nicht gedacht«, sagen die Leute. Man denkt eben nie, daß sich ein armseliger Typ einfach so, urplötzlich, für den Stolz und den Mut entscheidet. Und nun ist Merlandon zum Chronisten geworden, der Ruche besingt. Er ist eins geworden mit diesem Gespenst. Nach und nach hat er sich in Ruches Schicksal geschlichen, in Ruches Kampf und sein Schweigen. In vieldeutigen und pathetischen Berichten verquirlt er das, was Ruche getan hat, mit dem, was er, Merlandon, getan hat oder hätte tun können. Lauter Anspielungen und raffinierte Abwandlungen. Man findet sich nicht mehr zurecht. Absolut unklar, was zu Merlandon und was zu Ruche gehört. Merlandon nimmt am Ende doch den ganzen Platz ein. Selbst wenn er sagt: »Ruche war ein ganz Harter« – und einen mit seinen kleinen roten Augen ansieht –, versteht man sofort, daß *er* der Harte ist. Hart wie Granit, der Merlandon, hart wie Stahl.

Ich höre Merlandon zu. Damit befaßt, die Torte zu verdauen. »Wir haben viel durchgemacht«, verkündet der Onkel. Alle erhitzen sich. Verzückt baden sie in diesem erhebenden Mythos, durch den ihr Leben bunter geworden ist. Dieses kollektive Abenteuer, in dem das Wirkliche und das Mögliche nicht zu unterscheiden sind, in dem sich die Anteile und Rollen vermischen und die Schwachen am Ende vom Mut der anderen profitieren. Ich allerdings war nicht mit von der Partie. Ich stehe diesem verworrenen Drama, von dem man schon nichts mehr erkennen kann, fremd gegenüber, dieser noch ganz nahen Vergangenheit, der die Tricks der Sprache und die Einflüsterungen des Anstands, der Eitelkeit oder der Angst ihr nicht entzifferbares Gesicht ge-

ben. Ich schweige, feindselig und verärgert. Ich fühle mich wie ein Toter, den man auf seiner Beerdigung vergessen hat. Ich interessiere niemanden. Niemand interessiert sich für jemand anderes. Man tut so als ob. Jeder redet von sich. Man hört den anderen nur zu, um ihnen anschließend von sich erzählen zu können. Aber im Grunde ist es einem komplett egal.

Nachdem jeder schön von sich geredet hat, fällt der Familie doch noch meine Anwesenheit ein. Ihr in den Lagern habt auch was durchgemacht, sagt die Familie. Zwangsläufig haben wir was durchgemacht. Die Köpfe drehen sich zu mir, jetzt bin ich an der Reihe. Die Familie will wissen, was wir so gegessen, ob unsere Wachleute uns mißhandelt haben. Erzähl von dem Typen, der in einem Mülleimer entkommen konnte, bittet Louise. O ja, erzähl, fleht die Familie. Ich komme mir noch immer wie der kleine Junge vor, der beim Nachtschicht *Die Bettlerin* von Eugène Manuel auf-sagen soll. Ich füge mich: Also gut, da war dieser Typ ...

Seltsam, wie meine Erinnerungen in den Momenten, in denen ich im dichten Frieden der Familie stecke, an Schärfe und Gewicht verlieren. Sie sind kraftlos, nicht einmal mehr wahr wirken sie. Vollkommen unglaublich, wenn man zusieht, wie Ginette beim Kaffeeservieren achtgibt, auch ja nicht das Tischtuch zu bekleckern. Wenn man Merlondon, den Tierarzt, den Onkel anschaut. Unbestreitbare und unbesiegbare Formen des Daseins, wie die der Dinge. Wie die des kleinen Schäfers aus Bronze auf seinem Spitzendeckchen – dieselbe Würde, dieselbe dumpfe Macht. Derlei Unverwüstlichkeit stößt die Erinnerungen von sich ab und leugnet sie. Gegenüber der Wirklichkeit der Familiensontage sind Demütigung und Verzweiflung nur noch ein unwahrscheinliches Schattenspiel, eine Art absurdes Kintopp.

Ich bin davongekommen, aber einmal draußen, läßt sich keine Verbindung zum Rest mehr herstellen, nichts paßt mehr. Erst wenn ich allein bin – in der Menge, der Metro –, verfestigen sich die Erinnerungen wieder. Ich war vollkommen friedlich, vollkommen leer, wie alle, und plötzlich schlägt mir dieser Atem ins Gesicht. Ich erkenne den Geruch von Leder und Uniformstoff wieder. Wieder liegt die fette Hand auf meinem Fleisch. Ich werde wieder zu dem nackten Mann, vor sich die Kleidung am Boden, einem Mann, der friert, der sich für seinen aufgeblähten Bauch und seine erbärmlichen Beine schämt. Oder aber der deutsche Unteroffizier taucht auf. Der alte Unteroffizier mit seiner kurzen Jacke, dem dicken Hintern. Er steht am Rand des Bürgersteigs, einen Stock in der Hand, mit seinen enormen Stiefeln. Und als wir an ihm vorbeigehen, drischt er auf den Haufen ein. Genau so fallen die Erinnerungen über mich her, greifen sie mich plötzlich an und erdrücken mich mit ihrem schrecklichen Gewicht. Doch das geht schnell vorbei. Jemand fragt: Steigen Sie an der nächsten aus? Die Leute stoßen mich beiseite, erlösen mich.

»Also, da war dieser Typ ...« Meine kleine Erzählung kommt an. Genau die Art von Erzählung, die den Verwandten zusagt: farbig, komisch – und überdies draufgängerisch; halb Courteline, halb Déroulède*. Die Familie amüsiert sich und zeigt Bewunderung. Davon bestärkt, gehe ich über zu Piquets Abenteuer (wir nannten ihn »La Motte-Picquet«), wie er den Stromzähler auseinandergenommen hat. Schallendes Gelächter. Nur Pierre bleibt gleichgültig, weil ers nicht genau verstanden hat, man muß es ihm noch mal erzählen, aber dann lacht er lauter als die

* Georges Courteline (1858-1929), Satiriker. Paul Déroulède (1846-1914), nationalistischer Dichter.

anderen. Ist sicher schlecht für seine Leber, wenn er so laut lacht. Und so verwandeln sich meine fünfzig Monate Gefangenschaft im Laufe der Erzählung in einen guten Stubenwitz, in ein Versteckspiel mit unseren Wachleuten. Das also werde ich mitbringen von meiner Reise: ein halbes Dutzend Anekdoten, die die Familie nach den Familienmahlzeiten zum Lachen bringen.

Meine richtigen Erinnerungen werde ich natürlich nicht auspacken. Schließlich sind sie nicht sonderlich erhaben. Sie sind sogar ziemlich abstoßend. Sie stinken nach Pisse und Scheiße. Das würde sich nach Ansicht der Familie nicht gehören. So was zeigt man nicht. Man bewahrt sie ganz tief in sich auf, hübsch festgezurr't und verschnürt, Bilder nur für einen selbst, wie obszöne Fotos, die man in der Brieftasche hinter Rechnungen und Ausweisen versteckt. Außerdem sind die Leute wählerisch geworden, was das Leid anderer betrifft. Damit sie es, wenn überhaupt, verstehen, muß es bluten und schreien, daß es ihnen den Magen umdreht. Unsereins aber kann ihnen nur ein mittelmäßiges Leid anbieten, unergiebig und fad. Nicht dramatisch, ganz und gar nicht heldenhaft. Ein Leid, auf das man nicht stolz sein kann. Ein paar Tritte in den Arsch, ein paar Hiebe mit dem Gewehrkolben, das ist alles in allem keine große Sache. Die Erfahrung der Demütigung ist keine große Sache. Außer für den natürlich, der sie durchmacht: der nämlich wird sie nie mehr los. Ist ein gewisses Vertrauen in einen selber und den Menschen erst mal dahin, kann man nichts mehr tun.

Der Unteroffizier, der in Belgien auf uns einschlug, hatte keine verzerrte Henkersvisage. Er war ein friedlicher Mensch, der fand, daß wir nicht schnell genug liefen. Also schlug er zu. Und vielleicht dachte er an was anderes, einen

Garten, einen Abend in seiner Kindheit. Vielleicht dachte er auch an nichts. Sah er uns überhaupt? Er schlug einfach so zu, aufs Geratewohl, ohne Wut. Dabei hätte er wütend sein können, würde man annehmen. Auch ohne großes Vergnügen an der Sache: Das Ganze schien ihm wirklich keinen Spaß zu machen. Wahrscheinlich mangelte es ihm an Phantasie. Er schlug mit großer Gleichgültigkeit zu, so wie man Vieh antreibt. Genau das war das Schlimme, diese Gleichgültigkeit eines Kuhhirten. Beschimpft und gehaßt zu werden als Mensch geht ja noch. Aber gar nicht mehr zu zählen ... Als wir an ihm vorbeikamen, fingen wir zu rennen an, obwohl wir sterbensmüde waren. Nicht aus Angst, nein. Es war weniger als Angst, es war die kopflose Resignation von Vieh, die furchtbare Unschuld von Vieh. Wenn ich das Merlandon oder Pierre erzählen würde, würden sie sagen: »Diese verdammten Dreckskerle, wirklich unglaublich.« Ohne zu verstehen, daß ein Mensch, der einmal unter Schlägen gerannt ist, nie mehr wie die anderen sein wird und auch nie mehr so, wie er selbst einmal war. Auch Louise würde es nicht verstehen. Sie stellt mir Fragen zu meinen Päckchen, meiner Wäsche. »Hast du deine Socken selbst gestopft? Mein armer Liebling, das muß ja ausgehen haben.« Sie lacht. Sie weiß es nicht besser. Ich werde ihr nichts von dem Unteroffizier erzählen. Ich werde ihr auch nichts davon erzählen, wie sie mir befahlen, vorzutreten und mich am Straßenrand auszuziehen. Und der dicke Typ grapschte mir an die Schenkel, den Hintern. Wütend war der. Er brüllte in einem fort Beleidigungen. Ich sehe wieder den großen schartigen Mund vor mir, der auf und zu ging. So gesehen nicht weiter wichtig. Über all das muß man Stillschweigen wahren. Falsche Erinnerungen über die echten legen, bis die echten